

QUEERE JÜDISCHE  
GEDICHTE in homosexuellen Zeitschriften  
zwischen 1900 und 1932  
UND GESCHICHTEN

Herausgegeben von Janin Afken, Liesa Hellmann

HENTRICH  
& HENTRICH

# Inhalt

Editorische Notiz	9
Vorwort	11
KAISERREICH	
O. A.: David und der heilige Augustin, zwei Bisexuelle. In: <i>Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen</i> (1900).	34
Frau M. F.: Wie ich es sehe. In: <i>Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen</i> (1901).	42
Edwin Bab: Frauenbewegung und männliche Kultur. In: <i>Der Eigene</i> (1903).	49
Ludwig Meidner: Du loderndes Haupt. In: <i>Agathon</i> (1917).	63
Kurt Hiller: Nacht und Morgen. In: <i>Agathon</i> (1917).	68
Alfred von Lieber: Joseph. In: <i>Agathon</i> (1917).	72
Ludwig Meidner: Fragment von der Winterqual. In: <i>Agathon</i> (1918).	74
WEIMARER REPUBLIK	
O. A.: Neue Heldentaten der Wiener Hakenkreuzler. In: <i>Wiener Morgenzeitung</i> (05.02.1923).	82
Magnus Hirschfeld: Betrachtungen zur Reichstagswahl. In: <i>Der Hellasbote</i> (1924).	88
Walter Sthamer: Der Jude. In: <i>Die Fanfare</i> (1924).	99

Toni Brand: Frida geht aus!	
In: <i>Das Freundschaftsblatt</i> (1925).	102
O. A.: Das Gebet im Walde.	
In: <i>Die Insel</i> (1926).	106
Der Einsiedler: Da ward aus Abend und Morgen der zweite Tag.	
In: <i>Die Freundschaft</i> (1927).	108
Maria Linden: Die Rache.	
In: <i>Frauenliebe</i> (1927).	118
Karl Alexander: Ahasver.	
In: <i>Das Freundschaftsblatt</i> (1927).	124
Ewald Leboni: David und Jonathan.	
In: <i>Die Freundschaft</i> (1928).	127
Hanna Blumenthal: Gedenken an Ruth.	
In: <i>Die Freundin</i> (1928).	134
O. A.: Esther.	
In: <i>Frauenliebe</i> (1928).	139
Marie-Luise von Bancels: Blume vom Toten Meer.	
In: <i>Ledige Frauen</i> (1928).	142
O. A.: Schöne Männer.	
In: <i>Die Freundschaft</i> (1929).	145
Hans Markow: Der steinerne Gott.	
In: <i>Der Eigene</i> (1930).	148
Demona: Gefunden.	
In: <i>Die Freundin</i> (1930).	156
Selli Engler: Die kleine Jüdin.	
In: <i>Die Freundin</i> (1931).	160
Annette Eick: Tag des Buches 1931.	
In: <i>Garçonne. Junggesellin</i> (1931).	166

Ilse Bennewitz: In memoriam Eva Rems. In: <i>Die Freundin</i> (1931).	169
O. A.: In aller Kürze. In: <i>Jüdische Rundschau</i> (11.03.1932).	176
Magnus Hirschfeld [und Dunek Schmid]: Zufriedene Menschen auf Väterscholle. In: <i>Die Stimme</i> (1932).	178
Heinz Hugo Jöker: Ein Junge sucht die Liebe. Eine Erzählung aus dem Leben der Unverstandenen. In: <i>Das Freundschaftsblatt</i> (1932).	183
Kontaktanzeigen	218
Literaturverzeichnis	224
Abbildungsverzeichnis	235
Danksagung	236
Über die Herausgeber*innen	237

## Editorische Notiz

Die vorliegende Anthologie versammelt literarische Texte, Berichte, Artikel und Kontaktanzeigen, die in queeren Zeitschriften sowie in den Zeitungen *Wiener Morgenzeitung*, *Jüdische Rundschau* und *Die Stimme* zwischen 1900 und 1932 erschienen sind. Die Textgestalt folgt der Fassung der Erstveröffentlichung in den Zeitschriften und Zeitungen. Die Rechtschreibung und die Zeichensetzung der Originaltexte wurden beibehalten. Lediglich offensichtliche Fehler, die das Lesen erschweren, wurden behutsam angeglichen. Einfügungen und Auslassungen wurden in eckigen Klammern kenntlich gemacht. Die typografische Gestalt der Originaltexte, etwa Hervorhebungen mittels Sperrung, Fettung oder Kursivierung, wurde übernommen.

Für Übersetzungen wurde, sofern vorhanden, auf deutschsprachige Sekundärliteratur zurückgegriffen. Lag keine deutschsprachige Fassung vor, wurde die Übersetzung von den Herausgeber\*innen selbstständig vorgenommen. Das jeweilige Vorgehen ist in Fußnoten vermerkt.

# Vorwort

Diese Anthologie versammelt erstmals deutschsprachige Texte aus Zeitschriften der ersten queeren Subkultur in Deutschland (zwischen ca. 1890 und 1933)<sup>1</sup>, die jüdische Perspektiven aufgreifen oder Jüdisches und Queeres zusammenbringen. Bis heute sind die meisten dieser Texte nur schwer zugänglich. Die Zeitschriften, in denen sie abgedruckt sind, liegen zumeist in den geschlossenen Magazinen von Bibliotheken verstreut über das Bundesgebiet, vereinzelt auch in Bibliotheken europäischer und US-amerikanischer Universitäten. Teile mancher Zeitschriften können in Form von Fotokopien und Mikrofilmen in queeren Archiven und Bibliotheken eingesehen werden.<sup>2</sup> Erst in jüngster Zeit haben Digitalisierungsprojekte erste queere Zeitschriften aus den geschlossenen Magazinen in die Öffentlichkeit des Internets geholt.<sup>3</sup>

Die Anthologie ist aus einem gemeinsamen Forschungsprojekt der Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität an der Humboldt-Universität zu Berlin und der Hebräischen Universität in Jerusalem hervorgegangen, das von der Einstein-Stiftung Berlin gefördert wurde. These des Projekts war die Entstehung einer literarischen „jüdisch-homosexuellen Moderne“ im deutschsprachigen Kulturraum zwischen 1890 und 1945. Zu diesem Kanon gehören deutschsprachige, hebräische und jiddische Texte, in denen Konzepte von Jüdischsein und Homosexualität/nicht heteronormativer Sexualität sowie deren Verschränkungen verhandelt werden. Ein entscheidender Teil des Projekts war, diese Texte überhaupt erst zu finden. Neben kanonisierter Literatur haben wir dafür auch die Zeitschriften der ersten queeren Bewegung in Kaiserreich und Weimarer Republik in den Blick genommen.

Die Anthologie ist ein Ergebnis dieser Suche. Sie ist zugleich nur ein Zwischenstand, denn wenn diese Suche eines deutlich gezeigt hat, dann, dass sie längst nicht abgeschlossen ist.

1 Während sich ein Anfangspunkt der queeren Emanzipationsbewegung schwerlich auf einen genauen Zeitraum festlegen lässt – erste Abhandlungen zu Homosexualität erschienen in den 1850er Jahren, der für die Bewegung wichtige Max-Spohr-Verlag gründete sich 1881, in den 1890er Jahren wurden erste Zeitschriften herausgegeben und das einflussreiche Wissenschaftlich-humanitäre Komitee gegründet – bedeutete der Beginn der Nazi-Herrschaft 1933 das klare Ende für queere Vereine, Clubs und Zeitschriften.

2 Sowohl im Spinnboden Lesbenarchiv und Bibliothek e. V. in Berlin als auch im Schwulen Museum Berlin sind zahlreiche queere Zeitschriften in Kopie zugänglich.

3 Die Zeitschrift *Der Eigene* (1896–1933) wurde von der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin mit Unterstützung der Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität an der HU sowie dem Schwulen Museum Berlin digitalisiert und ist über den Recherchekatalog der Bibliothek zu erreichen. Die Jahrgänge der Zeitschrift *Liebende Frauen* (*Frauenliebe*) von 1927 bis 1930 sind auf der Website des Digitalen Deutschen Frauenarchivs online einsehbar. Weiterhin liegt die Zeitschrift *Die Freundin* mit den Jahrgängen 1927 bis 1933 auf dem Forum Queeres Archiv München e. V. digitalisiert vor, wenn auch nicht vollständig.

Unser Anliegen ist es, Aufmerksamkeit auf die Existenz jüdischer Perspektiven und Figurationen in der frühen queeren deutschsprachigen Zeitschriftenliteratur zu lenken. Diese Anthologie soll einige dieser textuellen Spuren zugänglich machen, das *Wiederlesen* ermöglichen und dazu einladen, die Vielfalt zu entdecken, in der die hier versammelten Autor\*innen<sup>4</sup> Queeres und Jüdisches verbinden. Sie möchte darüber hinaus einen kleinen Beitrag und Impulse für die sich im deutschsprachigen Raum gerade erst entwickelnden Queer Jewish Studies leisten sowie einen Anlaufpunkt für den Aufbau einer Textgrundlage an Primärliteratur schaffen.<sup>5</sup>

Diese Anthologie erhebt dabei in keiner Weise Anspruch auf Vollständigkeit. Sie bildet weder ‚das‘ queer-jüdische Leben in Kaiserreich und Weimarer Republik ab noch versammelt sie alle literarischen Texte, die zu diesem Komplex in den queeren Zeitschriften erschienen sind. Sie kann aber einen Einblick geben, auf welche Art und Weise Autor\*innen Queeres und Jüdisches miteinander verflochten haben, und die Bandbreite der Codes, Figurationen, Motive und Narrative abbilden, die sie dafür entwickelt und verwendet haben.

4 Das Sternchen schließt Identitäten und Positionen jenseits der Zweigeschlechtlichkeit ein und markiert ihre Existenz typografisch.

5 Vgl. Jan Wilkens: Queer Jewish Studies – Ein Fach neu denken. In: *Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung* 16 (2022), Nr. 31. [medaon.de/pdf/medaon\\_31\\_wilkens.pdf](https://medaon.de/pdf/medaon_31_wilkens.pdf). [letzter Zugriff: 19.07.2023].

## Begrifflichkeiten

Nur selten werden in den queeren Zeitschriften aus der Kaiserzeit und der Weimarer Republik explizite Verweise zum Judentum oder zu queer-jüdischem Leben hergestellt. Was bedeutet „queer und jüdisch“ also für die hier vorgestellten Autor\*innen und Texte?

Bereits im Titel dieser Anthologie steckt mit dem Wort ‚queer‘ ein Anachronismus. Freilich war den in dieser Anthologie versammelten Autor\*innen der Begriff in seinen heutigen Bedeutungen weder bekannt noch haben sie ihn als Selbstbezeichnung verwendet. Dennoch nehmen wir die Ahistorizität in Kauf, wenn es darum geht, einen Oberbegriff zu finden, unter dem sich eine Vielzahl verschiedenster Positionierungen jenseits der heteronormativen Norm fassen lässt. Dabei geht es nicht darum, dass wir meinen, Autor\*innen in geschlechtliche Identitäten einordnen zu können bzw. vorgeben zu wollen, dass wir wissen, wie sie sich identifiziert haben. Vielmehr ist es unser Anliegen, unterschiedliche Erfahrungen zu benennen und damit sichtbar machen zu können – aus einer für heutige Leser\*innen verständlichen Perspektive.

In dem Wort ‚queer‘ steckt weiterhin ein Potenzial, dessen Vorteile die Bedenken hinsichtlich einer ahistorischen Begriffverwendung überwiegen. ‚Queer‘ steht wie kein anderer Begriff aus dem Akronym LSBTIQ\* für eine Offenheit und Unabgeschlossenheit des Bedeutungsspektrums. Wir verstehen den Begriff nicht als Synonym zu ‚homosexuell‘, sondern als Gegenteil zu ‚heteronormativ‘. Somit verwenden wir ‚queer‘ als Oberbegriff, unter dem sich eine Vielzahl an Sexualitäten und geschlechtlichen Positionierungen versammeln lässt, die sich nicht in den heteronormativen Rahmen aus monogamer Heterosexualität und binärem Geschlechtersystem mit einer klaren, hierarchisch organisierten Rollenverteilung fügen. Damit vermeidet die Verwendung des Begriffs ‚queer‘ die Bestätigung des binären Verhältnisses von Heterosexualität und Homosexualität, das schon in der Zeit, aus der die hier versammelten Texte stammen, einengend und verkürzend war. Des Weiteren steht ‚queer‘ nicht nur für Identitätspositionierungen von Autor\*innen, sondern kann ebenso auf Figuren und Figurenkonstellationen, Motive und Tropen, narrative Strukturen und Erzählweisen sowie Schreibweisen und Medienformen (hier Zeitschriften) bezogen werden, die die heteronormative Ordnung zurückweisen, unterlaufen oder dekonstruieren.

Während es heute weitgehend Konsens ist, dass nicht von der biologischen Geschlechtszuweisung (sex) auf die Geschlechtsidentität (gender) sowie die sexuelle Orientierung eines Menschen geschlossen werden kann, vertreten Geschlechter- und Sexualitätstheorien in Kai-

serzeit und Weimarer Republik häufig die Ansicht eines natürlichen Zusammenhangs zwischen diesen Kategorien. Allerdings war es keineswegs so, dass es nur einen Erklärungsansatz für menschliche Sexualität und insbesondere Homosexualität gab, vielmehr existierten mehrere Theorien zeitgleich. 1864 veröffentlichte der Jurist und Schriftsteller Karl Heinrich Ulrichs den ersten Band seiner zwölbändigen Abhandlung *Forschungen über das Räthsel der mannmännlichen Liebe*, in der er den Begriff des Uranismus für Homosexualität und den des Dionäismus für Heterosexualität entwarf. Ulrichs' Konzept fand Anwendung bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts, so nimmt beispielsweise Edwin Bab in seinem Artikel *Frauenbewegung und männliche Kultur* (S. 49) darauf Bezug. Erst vier Jahre nach der Erstveröffentlichung der *Forschungen* verwendete der Schriftsteller Karl Maria Kertbeny in einem Brief an Ulrichs mit den Wörtern ‚homosexual‘ und ‚heterosexual‘ erstmals die Vorläufer zu den heute üblichen Begriffen. Während sich Ulrichs und Kertbeny für die Straffeiheit homosexueller Handlungen einsetzten, verfolgten die Mediziner Carl Westphal (*Die Konträre Sexualempfindung: Symptom eines neuropathologischen [psychopathischen] Zustandes* [1869]) und Richard von Krafft-Ebing (*Psychopathia sexualis* [1886]) eine Strategie der Pathologisierung. Magnus Hirschfeld näherte sich dem Komplex mit seiner Theorie des dritten Geschlechts und seiner Lehre der sexuellen Zwischenstufen ab 1896 ebenfalls aus einer medizinischen Perspektive an, jedoch mit dem Ziel der Entpathologisierung und Entkriminalisierung.

Die verschiedenen Begriffe für Menschen, deren Sexualität oder Verhalten von der heterosexuellen Norm abwichen – Urninge und Urninden, Konträrsexuelle, Invertierte, Homosexuelle, Anhänger\*innen der Freundes- und Freundinnenliebe, Angehörige oder Artgenoss\*innen des dritten Geschlechts – kursierten durchaus gleichzeitig als Selbstbezeichnungen in den Zeitschriften. Manchmal wurden sie synonym verwendet, doch oft lässt sich aus der verwendeten Terminologie schließen, auf welche Sexualitäts- und Geschlechtertheorie sich bezogen wurde. Insofern greift es zu kurz, mit Blick auf die queere Subkultur lediglich von einer ‚homosexuellen‘ Emanzipationsbewegung zu sprechen. Nicht nur lehnten Teile der Bewegung den Begriff für sich ab, er verdeckt auch die Existenz von trans\* Menschen in der Bewegung und deren Beteiligung daran.

Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts üblichen Begriffe ‚Transvestismus‘ und ‚Transvestitin‘ für einen Menschen mit männlicher Geschlechtsidentität, dem bei der Geburt ein weibliches Geschlecht zugewiesen wurde, und ‚Transvestit‘ für eine Person, die sich als Frau identifiziert, der aber ein männliches Geschlecht zugewiesen wurde,

sind aus heutiger Sicht nicht nur missverständlich, sondern waren bereits zu ihrer Entstehungszeit keineswegs wertfrei und unumstritten. Für Geschlechtsidentitäten, die sich nicht mit dem ihnen zugewiesenen Geschlecht identifizieren, verwenden wir deshalb den Dachbegriff trans\*. Das Sternchen als Platzhalter öffnet das Wort für Erweiterungen und Bedeutungen einschließlich der genannten historischen Begriffe. Damit wollen wir den Bemühungen von trans\* Personen um selbstbestimmte Eigenbezeichnungen Rechnung tragen.

In ähnlicher Weise verweisen auch die Begriffe ‚jüdisch‘, ‚Jüd\*innen‘ und ‚Judentum‘ im frühen 20. Jahrhundert auf keine konsistente Positionierung oder Identität, sondern umfassen religiöse, kulturelle und ethnische Definitionen, die nicht nur stetigen Veränderungen unterworfen waren, sondern von verschiedenen Standpunkten ausgehend und entsprechend unterschiedlichen Motivationen, Strategien und Diskursen folgend, unternommen wurden. Es versteht sich von selbst, dass jüdische Selbstbestimmungsdiskurse anders bewertet werden müssen als beispielsweise Definitionen aus nicht-jüdischer Perspektive oder antisemitischer Stoßrichtung. Der Literaturwissenschaftler Andreas Kilcher hat die Rolle der Literaturwissenschaft in diesem Kontext klar bestimmt: Es sei nicht ihre Aufgabe,

selbst zu bestimmen, was deutsch-jüdische Literatur (oder Judentum) sei; es geht nicht darum, selbst Bestimmungen vorzunehmen oder gar Normen und Kriterien wie Herkunft, Substanz, Stoffe, Motive, Sprache, Stil vorzugeben; dies wäre erneut objektivierend und totalisierend. Die Aufgabe einer wissenschaftlichen Beschreibung wird vielmehr darin bestehen, ihrerseits literarische Selbstbestimmungsdiskurse zum Gegenstand zu machen und zu fragen, mit welchen argumentativen Verfahren in den verschiedenen historischen Debatten, letztlich aber in jedem einzelnen Schreibakt, in jedem einzelnen Text, der irreduzibel vieldeutige transkulturelle Raum der deutsch-jüdischen Literatur konstruiert und interpretiert wird.<sup>6</sup>

Zugleich wollen wir uns bei der Textauswahl nicht auf literarische Selbstbestimmungsdiskurse beschränken, die oft ein biografisches Wissen über die Autor\*innen erfordern, das uns nicht immer vorliegt. Diese Anthologie legt deshalb ein weites Begriffsverständnis von ‚jüdisch‘ und ‚queer‘ an. Sie will keine – potenziell verengende – Definition vorgeben, sondern die Texte selbst sprechen lassen. Das heißt auch, dass sie die Kriterien der wissenschaftlichen Textbeschreibung und -analyse nicht erfüllen kann (und will).

<sup>6</sup> Andreas B. Kilcher: Einleitung. In: *Metzler Lexikon der deutsch-jüdischen Literatur. Jüdische Autorinnen und Autoren deutscher Sprache von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Hrsg. von dems. Stuttgart 2012, S. VI–XXVII, hier S. XXVI.

Alle hier versammelten Texte haben gemeinsam, dass sie Diskurse um Jüdisches und Queeres miteinander in Verbindung bringen, nicht immer jedoch aus jüdischer Perspektive. Das kann auf ganz unterschiedliche Art und Weise geschehen: Der Text kann eine explizit jüdisch-lesbische Perspektive einnehmen wie die Erzählung *Wie ich es sehe* von einer Autorin, von der nur die Initialen M. F. bekannt sind (S. 42). Häufig sind auch Bezugnahmen auf biblische Figuren oder Geschichten wie im Gedicht *Joseph* von Alfred von Lieber (S. 72). Andere Texte wiederum greifen Projektionsfiguren auf wie Marie-Luise von Bancel, die in ihrem Gedicht *Blume vom Toten Meer* (S. 142) Motive der Figur der sogenannten ‚schönen Jüdin‘ aufnimmt, ohne sie als solche explizit zu bezeichnen. Jüd\*innen als handelnde Figuren ließen sich in den queeren Zeitschriften jedoch nur sehr selten finden. Selli Englers Erzählung *Die kleine Jüdin* (S. 160) und Heinz Hugo Jökers Fortsetzungsgeschichte *Ein Junge sucht die Liebe* (S. 183) stellen in dieser Hinsicht große Ausnahmen dar.

Angesichts der Tatsache, dass jüdische Aktivist\*innen, Schriftsteller\*innen und Ärzt\*innen die queere Emanzipationsbewegung maßgeblich prägten<sup>7</sup>, überrascht es, dass (als solche sichtbare) jüdische Perspektiven und Stimmen in den queeren Zeitschriften selten sind. Andererseits mag dieser Umstand Ausdruck einer Struktur sein, die die Autorinnen Judith Coffey und Vivien Laumann als ‚Gojnormativität‘<sup>8</sup> bezeichnen: Demnach wurden und werden Jüd\*innen innerhalb einer christlichen Mehrheitsgesellschaft, ähnlich wie auch queere Menschen, als Minderheit aufgefasst, wobei „das Nicht-jüdische zur Norm erklärt wird, und dadurch das Jüdische und jüdische Menschen entweder unsichtbar gemacht, (bewusst oder unbewusst) ausgeschlossen oder in eine ganz bestimmte, vorgegebene Rolle gedrängt werden“<sup>9</sup>. Analog zum Begriff ‚Heteronormativität‘ gebildet, soll ‚Gojnormativität‘ es ermöglichen, „die unmarkierte Norm des Nicht-Jüdischen oder der nicht-jüdischen Perspektive zu bezeichnen, zu kritisieren sowie zu reflektieren. Indem nicht die (jüdische) ‚Abweichung‘, sondern die (gojische) ‚Norm‘ in den Analysefokus gerückt wird, kann Antisemitismus als Strukturprinzip erfasst werden, das weit über die aktive und absichtliche Feindschaft gegen Jüd\*innen hinausgeht.“<sup>10 11</sup>

7 Vgl. Andreas Pretzel, Andreas Kraß: Queer Jewish Lives in Germany, 1897–1945. Movements, Professions, Places. In: *Queer Jewish Lives Between Central Europe and Mandatory Palestine. Biographies and Geographies*. Hrsg. von Andreas Kraß, Moshe Sluhovskiy, Yuval Yonay. Bielefeld 2022, S. 29–76.

8 „Goj“ ist das hebräische und jiddische Wort für nicht-jüdisch.

9 Judith Coffey, Vivien Laumann: *Gojnormativität: Warum wir anders über Antisemitismus sprechen müssen*. Berlin 2021, S. 19.

10 Coffey, Laumann: *Gojnormativität*, S. 56.

11 Als nichtjüdisch, weiß und queer positionierte Personen profitieren auch wir Herausgeber\*innen auf verschiedenen, miteinander verschränkten Ebenen von der unmarkierten Norm.